

fährst jetzt Richtung Süden. Das ist ein Befehl. Ich bin der Dienstältere.«

Pierre antwortete nicht. Seine Blicke waren auf die Straße gerichtet. In der Dunkelheit war die Fahrbahn kaum zu erkennen. Er bog in den Paseo del Prado ein und steuerte den Laster nach Norden.

»Pierre! Verdammt!« Gérard versuchte, an den Zug der Handbremse zu gelangen. Doch der war unterhalb des Lenkrads angebracht.

Pierre schlug die Hand seines Bruders weg. »Miguel!«, knurrte er. »Wo liegt das Hauptquartier der Kommunisten?«

»Am Ende der Gran Vía«, rief Miguel über den Motorenlärm hinweg. »Hinter dem großen Lederwarengeschäft.«

»Das ist im Herzen der Stadt«, protestierte Gérard. »Was glaubst du, wo die meisten Bomben runterkommen?«

Pierre lachte laut und kalt. »Die Kommunisten haben ihren Sitz ausgerechnet dort, wo die Bourgeoisie ihr Geld ausgibt? Komm schon, Gérard! Das müssen wir uns ansehen.« Er achtete nicht mehr auf die Einwände seines Bruders, die sich in Beschimpfungen verwandelten, und trat das Gaspedal durch. Der Laster rumpelte über den zerstörten Straßenbelag. Das durchgesessene Sitzpolster übertrug die Stöße, und Pierre meinte, sogar das Rütteln der Kunstwerke auf der Ladefläche spüren zu können.

Die Abzweigung vom Paseo del Prado in Richtung der Gran Vía war ausladend. Dennoch hätte Pierre sie in der Dunkelheit um ein Haar übersehen. Die kalte Windschutzscheibe war vom warmen Atem der drei Passagiere beschlagen. Pierre trat auf die Bremse. Er setzte ein Stück zurück und bog links ab. Die Straßenzüge und Wohnblöcke lagen auch hier in Finsternis. Die Bomber luden ihre tödliche Fracht jetzt weiter im Westen ab. Der Widerschein der Feuer wirkte beinahe festlich.

In der Fahrbahn vor ihnen klaffte ein Loch. Eine Bombe hatte einen Krater in die Straße gerissen, so groß, dass die Fassaden der Geschäfte an der linken und rechten Seite hineingerutscht waren. Der Boden des Trichters war in der Dunkelheit nicht zu erkennen. Die Trümmer rauchten noch.

Pierre zog die Handbremse an und schlug auf das Lenkrad, dass es ihn schmerzte. »Daran kommen wir nicht vorbei.«

»Müssen wir auch nicht«, sagte Gérard.

»Hör endlich mit dem Gejammer auf!«, fuhr Pierre seinen Bruder an. »Ich sehe ja ein, dass wir sie nicht mehr finden werden. Aber versuchen mussten wir es wenigstens.« Er keuchte. »Also gut. Raus aus der Stadt!«

»Willst du dein Bild denn nicht mitnehmen?«, fragte Gérard.

Pierre funkelte seinen Bruder zornig an. Wollte Gérard ihn im Augenblick der Niederlage verspotten? Miguel streckte einen Arm aus und wischte mit dem Ärmel seiner Jacke über die Windschutzscheibe. Durch die klaren Stellen auf dem Glas sah Pierre Las Meninas am Rand des Kraters stehen. Das Bild lehnte an einem verbogenen Laternenpfahl. Das goldene Haar von Prinzessin Margarita leuchtete selbst in der Dunkelheit aus der Leinwand hervor.

Die drei Männer sprangen aus dem Wagen.

»Raffa? María?«, rief Gérard.

»Auf und davon«, stellte Pierre fest.

»Und wenn sie getroffen wurden?« Gérard kletterte zwischen den Trümmern umher.

»Dann wäre das Gemälde auch zerstört«, antwortete Pierre. Er trat an das Bild heran. Als er über den Rahmen strich, stellte er an einer Stelle einen Riss fest. Die Leinwand selbst schien jedoch unbeschädigt zu sein.

»Sie sind vermutlich da rüber.« Er deutete über den Krater. Daraus ragten beindicke Kabel hervor wie das zerrissene Gedärm der Stadt. An einer Stelle türmte sich Schutt in dem Loch, hoch genug, um darüberzubalancieren. »Aber sie konnten das Bild nicht mitnehmen.«

Ein Wind zog durch die Straße. Etwas knisterte. An einer der Ruinen baumelte die Leuchtreklame eines Zigarettengeschäfts und flackerte auf. *Tabacos. Efectos Timbrados. Lotería* leuchtete es in roten und gelben Buchstaben.

»Pierre!«, rief Gérard. »Das Licht!« Mit drei Sätzen hatte Pierre das Schild erreicht, packte das baumelnde Kabel und riss es heraus. Die Reklame erlosch.

Für einen Moment standen die Männer still und schauten zum Nachthimmel hinauf. Hatte einer der Bomberpiloten das Leuchten gesehen? Aus Richtung des Linarespalastes war das Blubbern großer Motoren zu hören. Doch es kam nicht näher.

»Schnell jetzt«, rief Pierre und lief mit Gérard zu dem Gemälde. Miguel wollte ihnen folgen, aber Pierre schickte ihn zurück. »Wende den Wagen. Damit wir gleich losfahren können.« Wie sie das großformatige Kunstwerk in dem vollen Laderaum unterbringen sollten, musste sich noch herausstellen.

Pierre postierte sich an einem Ende des Bildes, Gérard am anderen. Unter ihren Stiefeln knirschte der Schutt. »Pass auf, dass du die Leinwand nicht berührst«, sagte Pierre. Sie hoben den Rahmen an. Das Gemälde war leichter, als seine Größe vermuten ließ. Kein Wunder, dass ihre Kameraden geglaubt hatten, sie könnten es auch ohne Fahrzeug in Sicherheit bringen.

Pierre ging rückwärts in Richtung des Lasters. Er hörte den Wagen anspringen. Das dumpfe Tuckern hallte durch die leere Straße. Miguel setzte zurück und würgte dabei den Motor ab. Als er ihn wieder anließ, flammten die Scheinwerfer auf. Die Lichtfinger schnitten Pierre und Gérard mit dem Gemälde aus der Dunkelheit.

»Licht aus!«, brüllte Gérard. Doch nichts geschah.

Miguel stieg aus der Fahrerkabine. »Ich bin an den Schalter geraten, und jetzt finde ich ihn nicht wieder.«

»Links unter dem Blinker«, rief Pierre. Wusste Miguel, wo der Blinker war?

»Was?«, rief Miguel zurück.

»Unter dem Blinker«, rief Pierre noch einmal. Erst da fiel ihm auf, dass er gegen den Lärm eines sich nähernden Flugzeugs anschrie.

Im nächsten Moment war der Bomber über ihnen.

»Weg!«, brüllte Pierre seinem Bruder zu. Er ließ das Bild los. Er bemerkte noch, dass es langsam zur Seite kippte. Dann sprang er in den Bombenkrater hinein.

Er kam hart auf dem Rücken auf. Etwas landete auf seiner Brust, und ihm blieb die Luft weg. Ein Knall war zu hören, dann die sich entfernenden Motoren des Flugzeugs.

Pierre schlug die Augen auf. Über dem Rand des Kraters war Feuerschein zu sehen. Gérard lag auf ihm. Auch er hatte sich in den Bombenrichter geworfen. Hoffentlich war er wohlauf. Hoffentlich hatte das Gemälde keinen Schaden genommen.

»Aufstehen, Gérard«, sagte Pierre. Er schob seinen Bruder von sich herunter. Gérards schlaffer Körper rollte zur Seite und blieb reglos liegen.

»Ich muss dich doch wohl nicht hier raustragen«, witzelte Pierre gegen die Sorge an, die seine Stimme zu lähmen versuchte. Er beugte sich neben Gérard und fasste an dessen Arm entlang zu seiner Schulter, zu seinem Hals hinauf.

Erst jetzt bemerkte er die warme Feuchtigkeit, die sein Hemd durchdrang, an der Stelle, an der sein Bruder auf ihm gelegen hatte.

»Steh auf!«, rief Pierre. Er tastete nach Gérards Hals, um den Puls zu fühlen. Schon bevor seine Finger die Wunde fanden, wusste er, dass sein Bruder tot war.

Kapitel 2

PARIS, LOUVRE,
JUNI 1939

In ganz Paris hörte man den Krieg. Dabei war er noch gar nicht ausgebrochen. Wie gewöhnlich tranken die Menschen ihren Pastis im Café um die Ecke, tauschten Küsse im Jardin du Luxembourg, flanierten an den Modehäusern der Rue du Faubourg Saint-Honoré entlang, gingen ihrer Arbeit nach oder lehnten sich aus dem Fenster, um dem Treiben zuzusehen. Doch unter der dünnen Haut der Normalität brodelte es. Jede Plauderei über die jüngste Theaterpremiere, über die Preise von Fleisch, über die ungewollte Schwangerschaft der Nachbarstochter führte unweigerlich zu dem Thema, das eigentlich alle vermeiden wollten: Adolf Hitler hatte im März das Münchner Abkommen gebrochen und die Tschechoslowakei vollständig besetzt. Was würde als Nächstes kommen?

»Der Krieg«, sagte Henri Verne, »ist unvermeidbar.« Der Direktor des Louvre saß hinter seinem Schreibtisch im Verwaltungstrakt des Museums. Die Wände seines Büros waren mit Bildern tapeziert: Fotografien schneidiger Offiziere, Skizzen von Jünglingen am Sterbebett der Geliebten, Seestücken und barocken Damen mit frivol verrutschten Dekolletés. Dazwischen standen Regale mit orientalisch anmutenden Artefakten und kunstvollen Parfümflakons. An einem Haken hing ein Gewehr mit Steinschloss, das aus dem vorletzten Krieg zu stammen schien. Vernes Büro war ein Museum im Museum. Und der graubärtige Leiter des Louvre, dem alle französischen Nationalmuseen unterstanden, hockte inmitten der Sammlung wie ein Fossil. Ein Fossil, das qualmte.

Henri Verne zog an einer Zigarre, blies Rauch gegen die Decke und ließ die Asche zu Boden fallen. »Ich verstehe immer noch nicht, was Sie an unserem Plan zur Evakuierung des Louvre auszusetzen haben, General Potard.«

»Ihr Plan, Monsieur Verne, ist ganz ausgezeichnet«, sagte der Angesprochene, auch er ein Mann im fortgeschrittenen Alter, mit federigem weißem Haar und rosigen Wangen. Er saß in einem Sessel vor Vernes Schreibtisch. Sein in einer schwarzen Uniform steckender Leib hatte die Form eines Apfels, aus dem Stöcke als Arme und Beine herausragten. »Ich bin sicher, dass all dies 1933 funktioniert hätte.« Potard wedelte den Rauch beiseite, der von Vernes Zigarre zu ihm herüberzog. »Allerdings schreiben wir das Jahr 1939. Und die Zeiten, mein Bester, haben sich geändert, sie sind ungewisser denn je, wie wir gerade erfahren müssen.«

»Dann erklären Sie uns, warum Direktor Verne irren sollte, General«, sagte ein junger Mann, der in einem zweiten Sessel neben Potard saß. Er hatte ein Jungmännergesicht mit aufgekämmtem Stutzbärtchen und kurz geschnittenem lockigem Haar. »Der Plan des Direktors ist ein Meisterwerk. Wenn die Deutschen tatsächlich Frankreich angreifen sollten, könnten wir den Louvre damit im Handumdrehen leer räumen.«

»Das bestreite ich auch gar nicht, Monsieur Récine«, erwiderte Potard. »Was mir daran nicht gefällt, ist das, was nach der Evakuierung kommen soll. Die Orte, an denen Sie die Kunstwerke vor der Wehrmacht verstecken wollen, sind dafür ungeeignet. Wenn die Deutschen Paris besetzen sollten – was Gott verhüten möge – werden sie genauso denken wie Monsieur Verne. Und dann werden Frankreichs Kunstschatze entdeckt und nach Berlin abtransportiert werden. Und zwar im Handumdrehen, wenn Sie erlauben, dass ich Ihren Ausdruck verwende.«

Récine richtete sich in seinem Sessel auf, lehnte sich zu Potard hinüber und holte tief Luft. Doch bevor er etwas sagen konnte, schaltete sich der Direktor ein. »Wo bleibt denn nun ihr Experte, General? Wir haben nicht den ganzen Tag Zeit.« Wieder stieß er eine Rauchwolke aus.

Potard zog eine Taschenuhr hervor, klappte den Deckel auf und schaute auf die Zeiger. »Noch zwei Minuten bis zum vereinbarten Zeitpunkt. Colonel Delort wird pünktlich hier sein. Verlassen Sie sich drauf.«

»Stimmt es, was man sich über ihn erzählt?«, fragte Récine. »Dass er in Madrid gescheitert ist?«

»Colonel Delort ist es gelungen, den Prado vollständig zu evakuieren, bevor die Faschisten Madrid einnehmen konnten«, erklärte Potard mit ruhiger Stimme. »Alle Kunstwerke haben Spanien unbeschadet Richtung Genf verlassen. Bezeichnen Sie das als gescheitert?«

»Er soll Menschenleben aufs Spiel gesetzt haben«, entgegnete der junge Mann. »Wie man hört, war Las Meninas mit Blut gesprenkelt, als das Gemälde in Genf eintraf. Die Restauratoren können die Flecken angeblich nicht mehr entfernen.«

Potard räusperte sich. »Sie sind gut informiert, Monsieur. Allerdings ist das Blut nur auf der Rückseite des Rahmens zu sehen. Die Leinwand ist unbeschädigt. Gérard Delort, der Bruder des Colonels, hat die Druckwelle einer Detonation mit seinem Leib abgefangen und das Bild dadurch vermutlich gerettet. Er selbst ist ums Leben gekommen.«

»Eine tragische Geschichte«, sagte Verne. Die Zigarrenspitze wackelte zwischen seinen Zähnen.

»Wie soll jemand, der andere solche Risiken eingehen lässt, dabei helfen, die größten Kunstwerke Frankreichs vor den Deutschen zu retten?«, fragte Récine scharf. »Wollen Sie ein Blutbad im Louvre anrichten?«

»Fragen Sie doch den Colonel selbst«, sagte Potard. Er erhob sich aus seinem Sessel und ging zur Tür. Dort blieb er stehen, in der rechten Hand die Türklinke, in der linken seine Taschenuhr. Einen Augenblick wartete er noch, den Blick auf die Zeiger geheftet. Dann zog er die Tür auf und sagte: »Kommen Sie herein, Pierre.«